



# Linguistik-Server Essen

## **Lassen sich Gedanken sagen? Mimesis der inneren Rede in Arthurs Schnitzlers „Lieutenant Gustl“**

**Ursula Renner**

Der Aufsatz erscheint auch in gedruckter Form in: Sabine Schneider (Hrsg.): Die Grenzen des Sagbaren in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Würzburg 2009.

©Redaktion LINSE (Linguistik-Server Essen); Erscheinungsjahr: 2009  
Universität Duisburg-Essen, Campus Essen  
Fachbereich Geisteswissenschaften Germanistik/Linguistik  
Universitätsstraße 12, D-45117 Essen  
<http://www.linse.uni-due.de>

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts entsteht ein Text, der die Frage nach der Sag- und Vernehmbarkeit von Gedanken scheinbar mühelos überspringt. Der Selbstbeobachter Arthur Schnitzler präsentiert uns die lückenlose, nur durch Schlaf unterbrochene *Gedankenrede* eines jungen Militärs zwischen Abend und Morgen. Damit befindet sich „Lieutenant Gustl“, erschienen am Weihnachtstag 1900 in der Wiener „Neuen Freien Presse“, im Fadenkreuz der Studier- und Konstruierbarkeit von ‚innerer Rede‘. Im beinahe zeitungssprengenden Umfang von 24 halbseitigen Spalten auf 8 Seiten inszeniert Schnitzler das paradoxe Planspiel, wie es wäre, die Gedanken eines anderen unmittelbar und *in situ* vernehmen zu können.<sup>1</sup> Es ist, dafür ist der Text in die Literaturgeschichte eingegangen, der erste konsequent durchgehaltene Innere Monolog in der deutschsprachigen Erzählliteratur.

Der Traum vom „Gedankenlesen“ hat immer schon Mystiker, seit dem 19. Jahrhundert auch (Natur- und Para-)Wissenschaftler<sup>2</sup> angetrieben. Gegenwärtig beschäftigt er, nicht zuletzt durch die Möglichkeiten des Neuroimaging, die neuere Gehirnforschung. „In bestimmten Kreisen“, heißt es, werde ernsthaft vom „Gedankenlesen“ gesprochen, obwohl „auf dem Weg bis zu einer universellen Gedankenlesemaschine noch zahlreiche Probleme zu lösen sind.“<sup>3</sup> ‚Gedankenlesen‘ heute meint durchaus Unterschiedliches, mindestens aber zweierlei: Zum einen ist es eine Metapher für das Interpretieren von meßbaren oder sichtbaren neuronalen Prozessen, zum anderen ist es eine Selbstverständlichkeit, grundlegend für das menschliche Zusammenleben. Es bezeichnet die Fähigkeit des Menschen (und womöglich höherer Lebewesen) zu verstehen, was ‚im Innern‘, ebenfalls eine Metapher, eines anderen gedacht oder vorgestellt wird. Die *Theory of Mind* setzt Lebewesen voraus, die nicht nur aktuelle oder

---

<sup>1</sup> Der Text des Erstdrucks, Entstehungsgeschichte, Kommentar und Forschungsliteratur in: Arthur Schnitzler: Lieutenant Gustl. Hg. und kommentiert von Ursula Renner unter Mitarbeit von Heinrich Bosse. Frankfurt a.M. 2007 (im folgenden LG mit Seitenzahl). Einige Überlegungen werden hier aufgegriffen und weitergeführt. Heinrich Bosse (Freiburg) danke ich auch diesmal für seine konstruktiven Gedanken.

<sup>2</sup> Vgl. etwa Carl Du Prel: Das Gedankenlesen. Breslau 1885; Carl Braig: Die Kunst des Gedankenlesens. Ein Gegenstück zum Spiritismus. Frankfurt 1886; Wilhelm Thierry Preyer: Die Erklärung des Gedankenlesens. Leipzig 1886; Max Dessoir: Geschichte des Gedankenlesens. In: Sphinx 1, 1886, S. 253-259, und ders.: Gedanken=Übertragung. Ein Protokoll. In: Sphinx 1, 1886, S. 383-385 (mit Abb.).

<sup>3</sup> John-Dylan Haynes im Vorwort zu Stephan Schleim: Gedankenlesen. Pionierarbeit der Hirnforschung. Hannover 2008, S. XIV; Schleims Resümee: „Den Versuch, mehrere Gedanken gleichzeitig voneinander zu unterscheiden, hat bisher noch niemand erfolgreich unternommen. Davon abgesehen haben wir gesehen, dass ein Gedanke sich auf verschiedene Sinnesmodalitäten ausdehnen kann – ein Großteil der Forschung beschränkt sich aber immer noch auf visuelle Objekte. Für uns ist es aber nicht nur wichtig, wie bestimmte Objekte aussehen, sondern auch, wie sie sich anfühlen, anhören, wie sie riechen, was sich mit ihnen machen läßt [...]. Für ein vollständiges Abbild des Gedankens müßten diese Aspekte und ebenso auch Assoziationen, Erinnerungen und emotionale Konnotationen berücksichtigt werden.“ (S. 134).

potentielle Verhaltensweisen anderer verstehen und repräsentieren können, sondern Wesen, die eine Fähigkeit zur Meta-Repräsentation besitzen, etwa zur Antizipation von Zukünftigem, zur Hypothesenbildung über Beziehungen von Dritten untereinander u.a.m.<sup>4</sup>

Im 19. Jahrhundert hat sich die Vorstellung und der Wunsch von der ‚Lesbarkeit‘ der Gedanken zu einer brennenden Frage entwickelt. 1821 behauptete der Mediziner Esquirol, es sei ausnahmsweise möglich, die Gedanken anderer zu beobachten – dann nämlich, wenn sie aus einem (geisteskranken) Patienten herausbrechen. Dabei tue der Arzt einen „tiefen Blick die Eingeweide des Denkens [...], wie um sie zu sezieren“. Er erfasse „die geheimen Leidenschaften, die unsere edelsten Fähigkeiten zerstört und verwirrt haben, auf die selbe Weise, wie das Aufschneiden einer Leiche die verborgenen Verletzungen ans Licht bringt.“<sup>5</sup>

Das Lautwerden der Gedanken ermöglicht eine Art ‚psychologischer Vivisektion‘, es ist eine Offenbarung für das Verstehen der Krankheit. Wenig später hat Balzac im Rahmen seines Großprojekts der „Menschlichen Komödie“ von der nahen Zukunft gesprochen,

„in der die Wissenschaft den genialen Mechanismus unserer Gedanken beobachten und die Übertragung unserer Gefühle erfassen können wird. Im Fortgang der okkulten Wissenschaften wird man beweisen, daß unser intellektueller Apparat in gewisser Weise ein innerer Mensch ist, der sich nicht weniger kräftig äußert als der äußere Mensch, und dass der Kampf zwischen zwei solchen, für unsere schwachen Augen unsichtbaren Mächten nicht weniger tödlich ist, als die Gefechte, deren Gefahren wir uns mit unserer körperlichen Hülle aussetzen.“<sup>6</sup>

Die Eingeweide des Denkes (Esquirol), der kraftvolle innere Mensch (Balzac) sind Metaphern für etwas, das spätestens seit Victor Eggers Monumentalwerk von 1881 unter dem Begriff der „parole intérieure“ (innere Rede) wissenschaftlich klassifiziert wird.<sup>7</sup> Und woran, selbst wenn man nicht ganz sicher ist, wie sie funktioniert und beschrieben werden kann, im 20.

---

<sup>4</sup> Vgl. Michael Tomasello: Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkes. Frankfurt a.M. 2002; Kim Sterelny: Primatenwelten. In: Der Geist der Tiere. Philosophische Texte zu einer aktuellen Diskussion. Hg. von Dominik Perler und Markus Wild. Frankfurt a.M. 2005, S. 357-386; dort auch zur grundlegenden Unterscheidung von menschlichen/höheren Primaten als „Gedankenlesern“ vs. niederen Tieren als „Verhaltenslesern“.

<sup>5</sup> Jean-Etienne-Dominique Esquirol: Suicide. In: Dictionnaire des sciences médicales, par une société de médecins et de chirurgiens. Bd. 53. Paris 1821, S. 232, hier zit. nach Juan Rigoli: „Das lebendige Bild des Geistes“. Übersetzt von Christian Villiger. In: Das Unsichtbare sehen. Bildzauber, optische Medien und Literatur. Hg. von Sabine Haupt und Ulrich Stadler. Wien/ New York 2006, S. 55-86, S. 64.

<sup>6</sup> Honoré de Balzac: Physiologie de mariage (1829). In: La comédie humaine. Hg. von Pierre-Georges Castex. Bd. XI. Paris 1976-1979, S. 1160f. (zit. nach Rigoli: „Das lebendige Bild des Geistes“ [Anm. 5], S. 62).

<sup>7</sup> Egger, Victor: La parole intérieure. Essai de psychologie descriptive. Paris 1881; vgl. auch den Artikel „Parole intérieure“, in: Kirchner's Wörterbuch der Philosophischen Grundbegriffe. 5. Aufl. Neubearbeitung von Dr. Carl Michaëlis. Leipzig 1907. Zur zeitgenössischen Diskussion s. Frédéric Paulhan: Le langage intérieur et la pensée. In: Revue philosophique 11, vol. 21, 1886, S. 26-58, der sich dabei ausdrücklich für den „acte de parole“ interessiert (S. 28).

Jahrhundert auch nicht mehr gezweifelt wird. „Wäre es denkbar, daß Menschen nie eine hörbare Sprache sprächen, wohl aber eine im Innern, in der Vorstellung, zu sich selber?“ fragt Wittgenstein in den „Philosophischen Untersuchungen. „Jeder“, auch die Taubstummen, lautet seine Antwort, „spricht zu sich selbst im Innern eine Lautsprache.“<sup>8</sup>

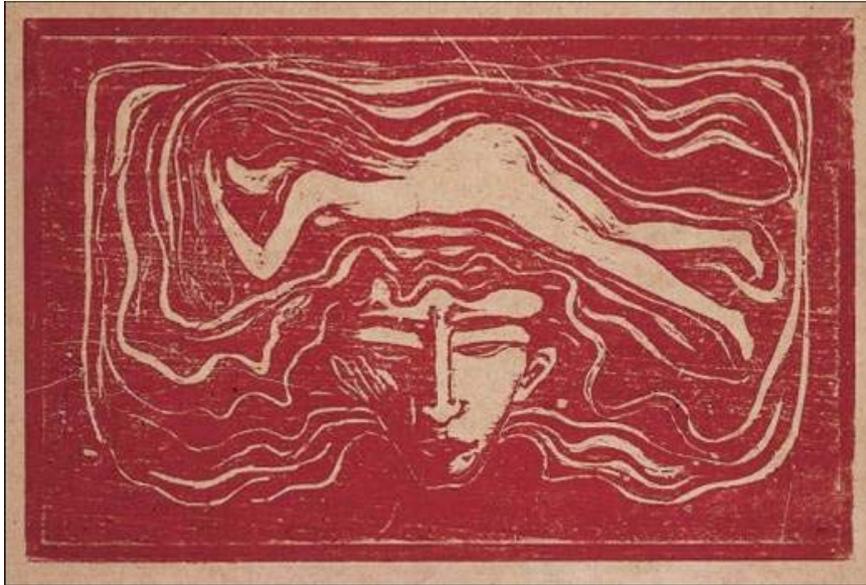
Wie ein unablässig vorhandenes, nicht sicht- und nicht hörbares gedankliches ‚Innen‘ gesagt und gezeigt werden kann, beschäftigt um 1900 eine auffallend große Zahl von Künstlern. Auguste Rodin entwirft das (Ent-)Stehen des Gedankens aus/f einem amorphen Grund und seine konzentrierte Gestalt als allegorische Figur einer in sich gekehrten, stummen „Inneren Stimme“ (1896/97, Abb. 1).



---

<sup>8</sup> Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen (1945), § 344 und § 348. In: Ders.: Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen (Werkausgabe Bd. 1). Frankfurt a. M. 1984, S. 388 und 390. Schon der Wiener Pathologe Salomon Stricker war überzeugt, zeigen zu können, „wie selbst absolut taubgeborene Menschen in Worten und Tönen denken können“. Ders.: Studien über die Sprachvorstellungen. Wien 1880, S. 3.

Bei Edvard Munch entsteht das innere Bild aus physioenergetischen Strömungen. Seine Simultandarstellung mit zwei Figuren, dem imaginierenden Mann und einer imaginierten Frau, gibt der phantasierten Frau –konsequenterweise – selbst kein eigenes Inneres (1897, Abb. 2).



Der polnische Dichter Stanislaw Przybyszewski schreibt 1893, Munch habe „als Erster unternommen [...], die feinsten und subtilsten Seelenvorgänge darzustellen, so wie sie spontan, völlig unabhängig von jeder Gehirntätigkeit in dem reinen Individualitäts-Bewusstsein erscheinen.“ So habe er „Präparate der tierischen, vernunftlosen Seele“ geschaffen.<sup>9</sup> Munchs »Psychischer Naturalismus«<sup>10</sup> schalte das kontrollierende Bewußtsein aus, um innere Vorgänge unmittelbar darzustellen. Louis Dargets „Photographies de la pensée“ (um 1896; Abb. 3) versuchen durch das technische Hilfsmittel des Apparats, Gedanken direkt auf eine Platte zu bannen.<sup>11</sup>

<sup>9</sup> Breslauer Zeitung, 30. April 1893. Wieder in: Stanislaw Przybyszewski: Werke, Aufzeichnungen und Briefe. Bd. 6. Hg. von Jörg Marx. Paderborn 1992, S. 151-159, S. 153.

<sup>10</sup>so der Titel eines Artikels in der Neuen deutschen Rundschau 5, 1894, S. 150-156; der Artikel, ohne Überschrift, wieder in: Stanislaw Przybyszewski: Werke. Bd. 6 (Anm. 9), S. 151-159. Zusammenfassend heißt es über Munch: „Es gibt keine Vorgänge mehr in dieser Kunst; die Eindrücke werden in ihrem ewigen va-et-vient vorgeführt ohne logische Zusammenhänge, welche durch die Reflexion entstehen; das kontrollierende Bewußtsein wird verschmäht, weil es das Seelenbild verschiebt, denn es konstruiert logische Reihen, die ursprünglich nicht vorhanden sind.“ Ebd. S. 158.

<sup>11</sup> Vgl. Im Reich der Phantome. Fotografie des Unsichtbaren. Ausst. Kat. Ostfildern-Ruit 1997, S. 15f. In der zweiten Hälfte der 90er Jahre stachelt Baraducs Behauptung, daß „durch ein festes Concentriren der Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand dieser [...] auf die photographische Platte übertragen“ werden könne, die öffentliche wie (para-)wissenschaftliche Diskussion an. Vorangetrieben wird sie durch die Erfindung der



Es ist die Vision eines ‚gläsernen Schädels‘, in der sich am Jahrhundertende Experimentalwissenschaftler, Künstler und Phantasten begegnen. Schon Arthur Schnitzlers Chirurgie-Lehrer, Professor Eduard Albert, träumte in einem Vortrag über „Gehirn und Seele“ (1884) von einem »Enkephaloskop«, das »den lebendigen Schädel sammt dem Gehirn durchsichtig« machen werde und „das sichtbare Innere des Gehirns in vergrößertem Masstabe in die Luft sichtbar projiciren, so dass bei einer populären Vorlesung die ganze anwesende Gesellschaft Alles sehen“ könne. „Jedermann“, wird prophezeit, könne dann „die Vorgänge im Gehirne, die Bewegungen, Gestalten, Farben der Gehirnbestandtheile sehen; ja diese Art der Beobachtung könnte *vielleicht* dazu führen, dass man erkennen und erschließen würde, was sich der Beobachtete denkt [...]“.<sup>12</sup> Emile Zola bietet gleich sein Gehirn selbst an, in einem Buch über sich selbst, zu aller Einsichtnahme: „Mein Gehirn ist wie in einem

Röntgenstrahlen. Vgl. Willy Reichel: Das Photographieren des animalischen Magnetismus. In: Psychische Studien 23, 11. Heft (Nov. 1896), S. 589-592, S. 590.

<sup>12</sup> Eduard Albert: Gehirn und Seele. Wien 1885, S. 96f.

Schädel aus Glas. Ich habe es für alle hingegeben, und ich habe keine Angst, wenn alle darin lesen.“<sup>13</sup>

Einmal geht es darum, ein *fremdes* Ich zu *beobachten*, dann wieder geht es darum, das *eigene* Ich *beobachten zu lassen*. Beides miteinander zu verbinden vermag nur die Literatur, wenn sie ein *fremdes* Ich (von anderen) *beobachten läßt*. Arthur Schnitzler, könnte man Eduard Albert und Zola abwandeln, will einen fiktiven Zeitgenossen authentifizieren, d.h. ihn einem Publikum mitsamt seinen Bewußtseinsvorgängen durchsichtig machen, in einem gedruckten Text, den alle lesen können.<sup>14</sup> Als Leser beobachten wir ein in der Realität nicht beobachtbares ‚Objekt‘. Dieses ‚Objekt‘ ist die Sprache der Gedanken, die in Worten repräsentierte Stimme im Innenraum eines anderen Leibes. Schnitzler nimmt uns in diese Binnensphäre hinein, simuliert, wie es wäre, ein etwas leichtsinniger österreichischer Leutnant, ein Durchschnittsmilitär von 1900 zu sein.<sup>15</sup> Er löst das „Beobachterparadoxon“ – jemanden zu beobachten, wie er ‚spricht‘, wenn er unbeobachtet ist<sup>16</sup> – auf durch die radikale Erzählform des Inneren Monologs. Es ist tatsächlich so: „Das Sprechen *erscheint* dort, wo nicht gesprochen wird.“<sup>17</sup> Es gibt kein Speichermedium, das die Worte in Echtzeit hätte speichern können, die mediale Schaltung ist fiktiv, so daß etwas simuliert wird, was nirgends ‚in der Wirklichkeit‘ zu finden ist, wie Michael Niehaus argumentiert.<sup>18</sup> Gleichwohl könnte

---

<sup>13</sup> «Mon cerveau est comme dans un crâne de verre, je l’ai donné à tous et je ne crains pas que tous viennent y lire.» Emile Zola, Brief vom 12.10.1895 an Édouard Toulouse; in: Édouard Toulouse: Émile Zola. Introduction Générale. Paris 1896, S. VI.

<sup>14</sup>Ähnlich hatte Alfred Freiherr von Berger (s.u.) bereits die Leistung Ibsens charakterisiert: „Oft muß ich bei Ibsen an die Experimente eines Vivisektors denken, die uns die Möglichkeit geben, den Bewegungen des Herzens zuzusehen, die den Blutumlauf hervorbringen.“ Er habe „für das Menschenleben eine dramatische Darstellungstechnik“ erfunden, „die den Anschein erweckt, als hätte uns ein Naturforscher, dessen Beobachtungsobjekt die Menschenseele ist, auf einen günstigen Posten gestellt, von dem aus wir jenen verborgenen psychischen Prozessen in Ruhe zusehn können, die das hervorbringen, was man das äußere Leben nennt.“ Ders.: Über Drama und Theater. Fünf Vorträge. 2. unveränderte Aufl. 1900, S. 23.

<sup>15</sup> Markiert wird die Durchschnittlichkeit bereits im Titel; vgl. in diesem Zusammenhang die Reihung der Allerweltsnamen bei dem populären Militärschriftsteller Oscar Teuber: „sie haben es Alle getroffen, der Franzl, der Gustl und so weiter“. Ders.: „Nur ein Lieutenant!“. Eine Geschichte aus der Armee. In: Wiener Abendpost 11. Jan. 1901, S. 6-8, S. 6.

<sup>16</sup> Vgl. William Labov: Das Studium der Sprache im sozialen Kontext. In: Wolfgang Klein und Dieter Wunderlich (Hg.): Aspekte der Soziolinguistik. Frankfurt a. M. 1971, S. 135.

<sup>17</sup> Michael Niehaus: „Ich, die Literatur spreche...“ Der Monolog der Literatur im 20. Jahrhundert. Würzburg 1995, S. 8.

<sup>18</sup> Ebd. S. 153: „Ein Text im ‚inneren Monolog‘ läßt sich *formal* als ein Simulationslauf auffassen, als Zustandsgeschichte eines psychischen Systems unter bestimmten Rahmenbedingungen. Der Text fällt zusammen mit dem Simulationslauf. Da nicht das Verhalten eines realen Systems simuliert wird, ist die Simulation

man sagen, daß der Referent nicht nichts ist, sondern ein ‚Gespenst‘, ein vielfach im 19. Jahrhundert besprochenes diffuses, experimentell nicht nachweisbares, aber durch Selbstbeobachtung bezeugtes, unablässig in den Künsten und den Wissenschaften umkreistes Phänomen.

Was auf Gustls Gedankentheaterbühne zu Tage gefördert wird, ist weder besonders originell noch auch ein originär Eigenes. Denn insofern Gedanken sprachförmig sind, erscheinen sie – wie unser Sprechen überhaupt – als ein Gewirr von Stimmen anderer.<sup>19</sup> Beiläufig erlaubt Schnitzlers Nicht-Erzähler uns so Einblick in ein spezifisches Soziopsychotop der Wiener Jahrhundertwende.<sup>20</sup>

„Wie lang wird denn das noch dauern? Ich muß auf die Uhr schauen... schickt sich wahrscheinlich nicht in einem so ernsten Concert; aber wer sieht’s denn? Wenn’s Einer sieht, so paßt er gerade so wenig auf wie ich und vor dem brauch’ ich mich nicht zu geniren. . . . Erst Viertel auf Zehn ist’s . . . . Mir kommt vor, ich sitz’ schon drei Stunden in dem Concert. Ich bin’s halt nicht gewohnt. . . .“, (LG 9)

Unvermittelt setzt der Gedankenablauf ein,<sup>21</sup> wir vernehmen Gustls Gedanken, während er den Schluß von Mendelsohns „Paulus“-Oratorium hört. Der Wiener Sprachkünstler Ernst Jandl hat in seiner ungedruckten und trotz ihres Alters noch immer eindrucksvoll-lakonischen Doktorarbeit von 1950 das Ganze so zusammengefaßt:

„Diese Monolognovelle Schnitzlers bedeutet den Höhepunkt eines schon oft vorgebildeten, aber noch nie in gleicher Vollendung erreichten Stils. Voraussetzung dafür war einerseits Schnitzlers tiefer, durch seine medizinische Laufbahn erweiterter Hinblick in die menschliche Psyche, andererseits die geradezu einmalige Beherrschung des Wortes, die Schnitzler hier beweist. Sicher ist, dass nur ein durch den Impressionismus<sup>22</sup>

---

referenzlos; da es kein reales Modell gibt, ist sie tautologisch.“ Ein eingehender Kommentar zu Schnitzlers Text ebd. S. 154-184.

<sup>19</sup> „Bevor ich mit Anderen spreche, sprechen Andere bereits in mir. Der ‚hybriden Rede‘ entspricht eine ‚hybride Stimme‘“. Bernhard Waldenfels: Das Lautwerden der Stimme. In: Stimme. Annäherung an ein Phänomen. Hg. von Doris Kolesch und Sybille Krämer. Frankfurt a.M. 2006, S. 191-210, S. 200.

<sup>20</sup> Zu Schnitzlers ‚Welt‘ s. das entsprechende Kapitel in LG (Anm. 1).

<sup>21</sup> An genau dieser Stelle, wo ein Vermittler vermißt wird, hypostasiert Mario Gomes eine Gedankenlesemaschine (Ders.: Gedankenlesemaschinen. Modelle für eine Poetologie des Inneren Monologs. Freiburg u.a. 2008). Ich dagegen halte daran fest, daß es sich um Probleme der Mimesis handelt.

<sup>22</sup> Schon die zeitgenössische Literaturkritik verortete Schnitzlers Gedankenmonolog im Impressionismus. Oskar Walzel begründet das 1923 so: „Sie [d.s. die ‚objektiven Erzähler‘. U.R.] wollten alles in Eindruck wandeln, und zwar den Eindruck auf das innere Auge. So dachten sie, das Begriffliche zu überwinden. Impressionismus und Begrifflichkeit sind ja volle und starke Gegensätze [...]. Um den Anschein zu meiden, als rede der Erzähler deutend in die Vorgänge hinein, berichtet der Impressionist nicht, was er von den Vorgängen weiß, sondern zeigt, wie die Vorgänge sich in den Menschen der Erzählung spiegeln, während sie die Vorgänge erleben. Ein wichtiges Mittel zu solcher Darstellungsweise wurde im Zeitalter der Eindruckskunst das stille Selbstgespräch. [...] Den entscheidenden Schritt tat 1901 Arthur Schnitzler, in dem er seinen ‚Leutnant Gustl‘ fast völlig zu einem stummen Monolog machte.“ Ders.: Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters. Berlin 1923, S. 380. –

geschulter Künstler imstande sein konnte, kleinste Details des Denkablaufes eines Menschen zu registrieren und mit den ständig auf ihn eindringenden Umwelteindrücken zu verweben. Schnitzler geht weit über blosses Registrieren hinaus, er lässt den platten Naturalismus von Holz und Schlaf hinter sich, indem er scheidend und während das Wesentliche erfasst, ohne das dichte Gewebe zu verletzen.

Das bewusste Denken – das ebensogut bewusst Gesprochenes sein könnte – sollte aufgezeichnet werden, so allerdings, dass jederzeit der darunter fließende Strom des Unterbewussten wahrgenommen werden kann, der die Bewusstseinsvorgänge speist.

Der Stoff ist einfach, die Erzählung konzentriert sich auf wenige Stunden. Eine Vorgeschichte ist unnötig, Erinnerungen Gustls sind aus der Situation motiviert und vervollständigen das Charakterbild.

Der k.k. Leutnant Gustl gerät nach einem Konzert in der Garderobe mit einem ihm bekannten Bäcker in Streit. Der Bäcker fasst den Säbel des Leutnants an, droht, ihn aus der Scheide zu ziehen und zu zerbrechen, wenn der Leutnant nicht sofort still sei, und nennt ihn ausserdem einen dummen Buben. Niemand hat etwas gehört. Doch schreibt der Ehrenkodex der Armee dem Leutnant vor, die Beleidigung zu sühnen. Da er den Bäcker nicht zum Duell fordern kann, er auch nicht die Geistesgegenwart, den Mut oder die Kraft hatte, den Bäcker einfach niederzuschlagen, muss er sich umbringen. Er beschliesst, sich am nächsten Morgen zu erschiessen. Die Nacht verbringt er im Freien und schläft ein paar Stunden auf einer Praterbank. Dann geht er nach Hause. Zuvor will er aber noch frühstücken, da er grossen Hunger spürt. Er kommt in sein Stammcafé und erfährt vom Ober, der Bäcker sei in der Nacht an einem Schlaganfall gestorben. Gustl ist ausser sich vor Freude, denn nun kann er weiterleben. Am Nachmittag hat er ein Säbelduell auszufechten. Dazu ist er jetzt in der richtigen Stimmung: ‚... na wart’, mein Lieber, wart’, mein Lieber! Ich bin grad’ gut aufgelegt... Dich hau ich zu Krenfleisch!’ schliesst die Novelle.

Schnitzler hat diesen Stoff in der Form eines konsequenten inneren Gedankenmonologs gestaltet. In der Virtuosität der Durchführung reicht nur noch die späte Novelle ‚Fräulein Else’ an den ‚Leutnant Gustl’ heran. Unterbrechungen erfährt die Monologform nur durch die wenigen Dialogstellen - und auch hier handelt es sich nicht um Unterbrechungen im eigentlichen Sinn, da der Gedankenstrom in diesen Augenblicken mit dem gesprochenen Wort zusammenfließt. ‚Bühnenanweisungen’ kennt dieses Monodrama nicht, die Umwelt tritt als Eindruck in Gustls Gedankenablauf. -

Schnitzler übt in dieser Novelle Kritik am Menschen Gustl, an der österreichischen Officierskaste, an der Zeit. Er macht sich über den Ehrenkodex der Offiziere und seine Handhabung lustig. Die Novelle war zur Zeit ihrer Abfassung hochaktuell. Sie hatte grossen Erfolg und ist bis in unsere Zeit erfolgreich geblieben.\* Heute gilt sie als das Muster Schnitzlerscher Prosa.<sup>°</sup> <sup>23</sup>

### *I Psychologische Aspekte*

Ernst Jandls Beobachtung zur Doppelbödigkeit des Bewußtseins („Das bewusste Denken – das ebensogut bewusst Gesprochenes sein könnte – sollte aufgezeichnet werden, so allerdings, dass jederzeit der darunter fließende Strom des Unterbewussten wahrgenommen werden kann, der die Bewusstseinsvorgänge speist“), trifft den Kern der literarischen und auch wissenschaftlichen Diskussion um die Jahrhundertwende. Die Frage nach der

---

\* Freilich waren die unmittelbaren Folgen für Schnitzler nicht angenehm. Er mußte seinen Dienst als Landwehroberarzt quittieren und war den Angriffen derer ausgesetzt, die er getroffen hatte. [Anm. im Original. U.R. - Zu den Angriffen s. Ursula Renner: Dokumentation eines Skandals. Arthur Schnitzlers „Lieutenant Gustl“. In: Hofmannsthal- Jahrbuch zur europäischen Moderne 15, 2007, S. 33-216.]

<sup>°</sup> „So wurde eine Probe in das derzeit in den achten Klassen der Mittelschulen verwendete ‚Lesebuch der Weltliteratur’ Bd. 4 hg. von Dr. Oskar Maar und Dr. Wilhelm Gross, Wie[n] 1949, S. 331-338, aufgenommen.“ [Anm. im Original. U.R.]

<sup>23</sup> Ernst Jandl: Leutnant Gustl (1900). In: Ders.: Die Novellen Arthur Schnitzlers. Diss. Phil. Wien 1950 (masch.), S. 77-80. Ich danke Günter Peter Straschek für den Hinweis.

Materialisierung des Ichs oder, altmodischer, nach der Substanz des Bewußtseins und der Seele hatte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts den Physiologen Emil du Bois-Reymond dazu bewogen, die *Grenzen des Naturerkennens* (1872) einzugestehen und »das Bewußtsein« als das »neue Unbegreifliche« zu bezeichnen, ebenso unbegreiflich wie »die erhabenste Seelenthätigkeit«.<sup>24</sup> Zunehmend begreiflich und sagbar erschien den anatomisch-pathologisch arbeitenden Medizineren aber das Gehirn.

Schnitzlers berühmter akademischer Lehrer, der Gehirnanatom und ärztliche Direktor der Psychiatrie am Wiener Allgemeinen Krankenhaus, Theodor Meynert, bei dem er 1886/87, wie 1883 Sigmund Freud,<sup>25</sup> Assistent („Secundararzt“) war, versuchte das Ich über die Gehirnfunktionen zu lokalisieren. Nach Meynert bildet sich das Ich „im Flusse des Hirnlebens“ heraus. Es ist das Resultat interneuronaler Verbindungen, wobei er zwei Systeme unterscheidet, die Projektionsfasern (für die Sinneseindrücke) und die Assoziationsfasern (für die Erinnerungsbilder). »Der Inhalt, an dem der Gang unseres psychischen Geschehens sich bekundet, ist gleichsam einerseits ein frischer, nämlich die eben stattfindenden Sinneseindrücke und andererseits gleichsam conservierter, die Erinnerungsbilder, die aus ehemals statt gefundenen Sinneseindrücken sich herleiten«.<sup>26</sup> Diese hypostasierten Assoziationsfasern sorgen auch dafür, daß „unser inneres Reden, die Aufeinanderfolge der Gedankenbildungen“ als „eine zusammenhängende Succession“ erscheint.<sup>27</sup>

---

<sup>24</sup> Emil du Bois-Reymond: Ueber die Grenzen des Naturerkennens. Vortrag 1872. In: Ders.: Reden. 1. Folge. Leipzig 1886, S. 105-140, hier S. 117 und 129.

<sup>25</sup> In diese Zeit fällt auch Freuds Lektüre der Schriften Esquirols, einer der beiden, nach Meynert, Gründerfiguren der Psychiatrie. Vgl. Albrecht Hirschmüller: Freuds Begegnung mit der Psychiatrie. Von der Hirnmythologie zur Neurosenlehre. Tübingen 1991, S. 122.

<sup>26</sup> Theodor Meynert, hier zitiert nach Olaf Breidbach: Die Materialisierung des Ichs. Zur Geschichte der Hirnforschung im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1997 (stw 1276), S. 202-208, S. 207.

<sup>27</sup> Theodor Meynert: Zur Mechanik des Gehirnbauens. Ein Vortrag gehalten in der Naturforscher-Versammlung in Wiesbaden und in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, veröffentlicht in der ‚Presse‘ N° 158 und 159 [1872]. Wien 1874, S. 1-20, S. 13. Als Meynert 1892 stirbt, kolportiert der Philosoph Alois Höfler, daß Meynert immer darauf verwiesen habe, daß er „den Begriff und Ausdruck der ‚Association‘ fertig aus der Psychologie in die Physiologie herübergenommen und ihn nur eben auch in der letzteren heimisch gemacht habe.“ Alois Höfler: Worte der Erinnerung an Theodor Meynert und an sein Verhältnis zur Philosophischen Gesellschaft an der Universität Wien. Wien und Leipzig 1892, S. 5- 28, S. 23. Zum Begriff der, erst später so genannten „(Freien) Assoziation“ bei Breuer und Freud s. Johann Georg Reicheneder: Zur Entwicklung des Begriffs „Assoziation“ bei Freud bis in das Jahr 1895. In: Jahrbuch der Psychoanalyse. Beiträge zur Theorie und Praxis 13, 1981, S. 181-209, und Michael Hölzer und Horst Kächele: Die Entwicklung der freien Assoziation durch Sigmund Freud. In: Jahrbuch der Psychoanalyse 22, 1988, S. 184-217.

Schnitzler, der sich während seiner Ausbildung mit Meynert auseinandersetzen mußte, notiert 1880 in seinem Tagebuch: »durch die Gehirnmechanik Meynert's angeregt. Bildung der Assoc.[iations]Fasern«.<sup>28</sup> Was Meynerts „Mechanik des Gehirnbaues“ von 1872 zu lehren hatte, war von großer Tragweite für die Psychodiskurse der folgenden Jahrzehnte, denn von einer festen Instanz »Ich« ist nach Meynert auch für den ganz normalen Menschen nicht mehr auszugehen: »Dem ausgedehnten Seelensitze gemäss müssen wir das Ich decentralisiren und die Individualität wird ein höchst zusammengesetztes, vom Gehirn-Mechanismus gestaltetes Wesen, und wegen dieser Zusammengesetztheit auch ein veränderliches Wesen.«<sup>29</sup> Und weiter: „Kennten wir jedesmal die Zusammensetzung der Individualität, so würden uns alle durch ein complicirtes Ich eingeleiteten Handlungen in ihrer Gesetzmäßigkeit einleuchten.“<sup>30</sup> Mit dem festen Ich bricht allerdings auch sein Gegensatz, das feste Nicht-Ich, auseinander. »Der theoretische Psychologe bildet sich einen Gegensatz von ›Ich‹ und Aussenwelt. Ein solcher besteht nicht.«<sup>31</sup> Meynert, für den die Neuroanatomie Grundlage der klinischen Psychiatrie war und der entsprechend starke Vorbehalte gegen die sich herausbildende Tiefenpsychologie (diese „neue Art Religionslehre“<sup>32</sup>) hatte, formuliert hier, was in dem vielzitierten Satz Ernst Machs aus seiner „Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen“ (1886) zum Schlagwort der Jahrhundertwende wurde: »Das Ich ist unrettbar.«<sup>33</sup>

---

<sup>28</sup> Arthur Schnitzler: Tagebuch 1879-1892. Wien 1987, S. 82; Eintrag vom 9.9.1880. - Spöttisch wird Gottfried Benn in späteren Jahren sagen, man habe versucht, die Gedanken beim Spaziergang über die Assoziationsfasern zu beobachten, wie Ivonne Wübben: Unterwegs nach St. Ottilien. Zur Literarisierung von Psychiatrie und Hirnforschung in Alfred Döblins Erzählung "Die Ermordung einer Butterblume". In: literaturkritik.de, Nr. 8, August 2007, [http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=11029](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=11029), referiert.

<sup>29</sup> Meynert: Zur Mechanik des Gehirnbaues (Anm. 27), S. 17. Zur Vorgeschichte solcher Vorstellungen vgl. bereits David Hume (1739): Er könne es wagen, von ein paar Metaphysikern abgesehen, „von allen übrigen Menschen zu behaupten, daß sie nichts sind als ein Bündel oder ein Zusammen verschiedener Perceptionen, die einander mit unbegreiflicher Schnelligkeit folgen und beständig in Fluß und Bewegung sind“. Ders.: Ein Traktat über die menschliche Natur in 2 Bänden. Bd. 1, Hamburg 1989, S. 326f.

<sup>30</sup> Meynert: Zur Mechanik des Gehirnbaues (Anm. 27), S. 19.

<sup>31</sup> Theodor Meynert: Das Zusammenwirken der Gehirntheile (Vortrag 1890). Separatdruck Carl Fromme: Wien o. J., S. 15, auch in ders.: Sammlung von populärwissenschaftlichen Vorträgen über den Bau und die Leistungen des Gehirns. Wien und Leipzig 1892, S. 227.

<sup>32</sup> Zit. nach Höfler: Worte der Erinnerung (Anm. 27), S. 8.

<sup>33</sup> Für die Weiterentwicklung des Themas in der Klassischen Moderne vgl. u.a. Breidbach, Olaf: Das Selbst im Schädelinnenraum. Gottfried Benns ‚Gehirne‘ und die Hirnforschung nach 1900. In: Norbert Elsner und Werner Frick (Hg.): ‚Scientia poetica‘. Literatur und Naturwissenschaft. Göttingen 2004, S. 317-334. – Hinsichtlich der inneren Sprache ist Mach konservativ: „Die immer noch auftauchende Ansicht, dass die Sprache für jedes Denken unentbehrlich sei, muss ich für eine *Übertreibung* halten. Schon *Locke* hat dies erkannt [...], dass die

Schnitzler wandte sich allerdings, wie Freud, der die Neuroanatomie mit ihren physiologischen Fragen nach der Gehirnlokalisation oder der histologischen Schichtung für eine Sackgasse hielt, zunehmend von den Forschungen Meynerts ab, um die Probleme des Bewußtseins auf andere Weise, etwa auf dem Wege der Hypnose und der Suggestion, zu ergründen.<sup>34</sup> Freud konzentrierte sich auf den Psychischen Apparat, dessen Schichtungen er mit einer Lokalisationstheorie der etwas anderen Art durch die Begriffe ›Es‹, ›Ich‹ und ›Über-Ich‹ zu fassen und weiterzuentwickeln suchte, während Schnitzler schließlich doch nur zwei Bereiche für zugänglich hielt, das »Bewußtsein« und das »Mittelbewußtsein«. Das »Mittelbewußtsein«, eine Wortschöpfung Schnitzlers, bildet für ihn ein Scharnier zum »Unterbewußtsein«, über das sich nichts sagen läßt. Dieses theoretische Konzept von 1926 (s.u.) hat er als Autor bereits viel früher entwickelt. Die Pointe liegt darin, daß das später so genannte Mittelbewußtsein sich spricht, ohne etwas sagen zu wollen – es ist der Ort, wo die Intentionen verloren gehen und die Assoziationen ihr freies Spiel treiben, wo Lust- und Unlustgefühle eine dominante Rolle spielen.<sup>35</sup> Dieser Ort wird im „Lieutenant Gustl“ topographiert als eine Landschaft von Äußerungen: der Wahrnehmungen, Reaktionen und Wertungen, von Emotionen, Einfällen und Erinnerungen, von Phantasien, Argumenten,

---

Sprache, indem sie die Gedanken fast niemals genau deckt, dem Denken sogar noch nachtheilig werden kann. [...] Das *anschauliche* Denken, welches sich ausschliesslich in Association und Vergleichung [...] bewegt, kann ohne Hülfe der Sprache vorgehen. [...] Unerlässlich ist natürlich die Sprache für das abstraktere *begriffliche* Denken. [...] / Ein wenigstens teilweise wortloses Denken wird man überall da zugeben müssen, wo die Auffindung eines Begriffes erst das *Ergebniss* des Denkens ist, also bei jeder wissenschaftlichen Entwicklung.“ Ernst Mach: Die Principien der Wärmelehre. Historisch-kritisch entwickelt. [1896]. 2. Aufl. Leipzig 1900, S. 412f.

<sup>34</sup> Vgl. Schnitzlers Rezension von Meynerts Anfang 1892 erschienenen „populärwissenschaftlichen Vorträgen“. In: Internationale Klinische Rundschau 6, 1892, Sp. 705f., wieder in: Arthur Schnitzler: Medizinische Schriften. Zusammengestellt und mit einem Nachwort von Horst Thomé. Frankfurt a.M. 1988, S. 270f. Meynerts Forschungen, so Schnitzler, würden „ein Gebiet nicht aufzuhellen vermögen, dessen gerechte Würdigung eine größere Anzahl praktischer Versuche voraussetzt oder zum mindesten die Fähigkeit, den Erfahrungen anderer – nicht gerade gläubig, aber auch nicht voreingenommen gegenüberzustehen.“ (S. 271). Gemeint waren die über „Suggestion“ und Hypnose gewonnenen Einsichten, die für eine neue tiefenpsychologische Orientierung standen. 1892 wollte Meynert, nachdem Christian von Ehrenfels in der Wiener Philosophischen Gesellschaft über Richets Buch „Hellsehen und psychische Fernwirkung“ gesprochen hatte, ein vehementes Gegenreferat mit dem Titel „Ueber Hypnotismus“ halten, was durch seinen Tod vereitelt wurde (vgl. Höfler: Worte der Erinnerung [Anm. 27], S. 11).

<sup>35</sup> Vgl. dazu das für Gustls mißlungenen Entscheidungsprozeß aufschlußreiche Kapitel „Das Nachdenken und der Entschluss“, in: Sigmund Exner: Entwurf zu einer physiologischen Erklärung der psychischen Erscheinungen (1894). [Reprint] Thun / Frankfurt a.M. 1999, S. 323-332. Das Sprechen über die inneren Assoziationsverläufe, heißt es dort, dürfe nicht dazu verleiten, „ein selbstständiges Subject“ anzunehmen, „welches *willkürlich* den einen oder anderen Weg einschlägt.“ Die Lust- und Unlustgefühle sind vielmehr eigenmächtig, deshalb lautet das Fazit: „Unsere Sprache würde den Thatsachen besser Rechnung tragen, wenn sie statt des Ausdruckes „ich denke“ den Ausdruck „es denkt in mir“ erlaubte.“ (ebd. 331f.)

Erklärungen, von Selbst- und Fremdbezichtigungen, Entschuldigungen, Attacken.... Das sprachförmige „Mittelbewußtsein“ entspricht dem Konzept der inneren Rede (*Parole intérieure*), wie es die Zeitgenossen entwickelt haben. Im Anschluß an Victor Egger definiert ein Philosophielexikon um 1900 die innere bzw. „stille Rede“ als „ein Mittelglied zwischen dem vernehmbaren Worte und dem lautlosen Gedanken, eine Zwischenstufe zwischen Außen- und Innenwelt.“<sup>36</sup>

Theoretisch und kritisch äußert sich Schnitzler 1926 über die Möglichkeiten psychologischer Erkenntnis:

»Die neuere Psychologie ist mehr auf Metaphern bedacht als auf Realitäten.  
Die Trennung in Ich, Überich und Es ist geistreich, aber künstlich.  
Eine solche Trennung gibt es in Wirklichkeit nicht.  
Ein Ich ist überhaupt nicht vorhanden ohne Überich und Es.  
Es ist, wie wenn man von einem Ding ohne Eigenschaften sprechen wollte.  
[...]  
Eine Einteilung in Bewußtsein, Mittelbewußtsein und Unterbewußtsein käme den wissenschaftlichen Tatsachen näher.  
Das Mittelbewußtsein wird überhaupt im Ganzen zu wenig beachtet.  
Es ist das ungeheuerste Gebiet des Seelen- und Geisteslebens; von da aus steigen die Elemente ununterbrochen ins Bewußte auf oder sinken ins Unbewußte hinab.  
Das Mittelbewußtsein steht ununterbrochen zur Verfügung. Auf seine Fülle, seine Reaktionsfähigkeit kommt es vor allem an. [...]«.<sup>37</sup>

In den 1880er und 90er Jahren ging es Schnitzler darum, sich eine solche Einsicht praktisch und reflektierend zu erobern. Das bedeutete, sich kritisch mit dem auseinanderzusetzen, was in der Forschung und der Klinik über Gehirn, Ich und Seele gesagt wurde. Denn auf dem so heiß umkämpften Terrain von Gehirn und Seele, Neuroanatomie und Psychologie liefen sehr unterschiedliche Konzepte gegeneinander.<sup>38</sup> Aber unabhängig davon, wie kontrovers die Frage nach dem Ich verhandelt wurde, trafen sich um 1900 anatomisch-physiologische, neurobiologische oder tiefenpsychologische Positionen in einer gemeinsamen Annahme: Das

---

<sup>36</sup> Artikel „Parole intérieure“, in: Kirchner: Wörterbuch (Anm. 7); zu Egger ebd.

<sup>37</sup> In: Arthur Schnitzler. Über Psychoanalyse. In: Protokolle 11, Heft 2, 1976, S. 277-284, S. 283.

<sup>38</sup> „An den Grenzen vieler Wissensgebiete stauten sich, wie Kehrriechtmauern [...] Haufen unangenehmer Probleme auf [...]. So arg wurde die atomistische Verwirrung, dass Karl Vogt jubelnden Beifall fand, als er die Gedanken für eine Art Sekret des Gehirns [...] erklärte, und dass nicht minder Du-Bois Reymond [...] das große ‚Ignorabimus‘ sprach, insonderlich scheinbar tief sinnig für ewig unmöglich erklärte, ‚aus den Atombewegungen des Hirns die Empfindungen zu erklären‘. / Physiker, Chemiker, Physiologen und Psychologen verstanden einander nicht mehr“. Theodor Beer: Die Weltanschauung eines modernen Naturforschers. Ein nicht-kritisches Referat über Mach's „Analyse der Empfindungen“. Dresden und Leipzig 1903, S. 18f.

Ich kann nicht als kernhaftes kohärentes Ganzes mehr beschrieben werden, ebensowenig wie Ich und Außenwelt scharf getrennt zu denken sind. Und zwar nicht nur, wo es sich um pathologische Fälle handelt. Das Pathologische und das Normale verbindet eine gleitende Skala. Das gilt auch für das Ich, so der viel zitierte Begründer der französischen Psychiatrie, Théodule Ribot (1894): „Auch dieses hat, wie uns die tägliche Erfahrung lehrt, schon im normalen Zustande wenig festen Zusammenhang und innere Einheit.“<sup>39</sup>

## *II Linguistische Aspekte*

Gustls Gedankenrede ist konstruiert *wie* ein lautes Sprechen mit sich selbst und der Alltagssprache abgeschaut. Lautes Reden mit sich selbst ist aber in unserer Kultur nicht normal und nicht angebracht; daher hat es lange gedauert, bis die Sprachwissenschaft begann, es zu beobachten. Anschließend an Piaget und Vygotskij hat sie eine Fülle von Studien zum egozentrischen Sprechverhalten bei Kindern hervorgebracht, aber verhältnismäßig wenige Untersuchungen zum Vor-sich-hin-Sprechen ‚normaler Erwachsener‘. „Our society places a taboo on self-talk“, sagt Ervin Goffman, als allgemeine Regel gilt: „No talking to oneself in public“.<sup>40</sup> Gleichwohl gibt es eine Fülle von Äußerungen (‚egocentric‘ oder ‚private speech‘), die nicht an andere gerichtet sind - im Zusammensein mit anderen ebenso wie als einsame Selbstadresse. Diese isoliert geäußerte Rede mit sich selbst hat Reinhard Fiehler „nichtpartnergerichteter Äußerungen“ genannt und sie in sieben Klassen systematisiert.<sup>41</sup> Diese Systematik kann aber auch (mit einer Ausnahme) für Gustls innere Rede geltend gemacht werden. Fiehler unterscheidet zunächst nach ‚äußeren Umständen‘: a) völliges Alleinsein, b) mit Personen in einer gemeinsamen Wahrnehmungssituation, aber in keiner

---

<sup>39</sup> Théodule Ribot: Die Persönlichkeit. Pathologisch-psychologische Studien. Nach der 4. Aufl. des Originals [Les maladies de la personnalité, 1891] übers. von F. Th. F. Pabst. Berlin 1894, S. 77. Ribot bot als Herausgeber der etwa von Nietzsche schon Ende der siebziger Jahre gelesenen Zeitschrift „Revue philosophique de la France et de l'étranger“ ein wichtiges Forum für die aktuellen Forschungen auf dem Gebiet der ‚normalen‘ Bewußtseins-, Wahrnehmungs- und Assoziationspsychologie wie auf dem der Psychopathologie.

<sup>40</sup> Erving Goffman: Response cries. In: Language 54, 1978, S. 787-815, S. 788 und 793. Vgl. auch Gerald W. Grumet: On Speaking to Oneself. In: Psychiatry 48, 1985, S. 180-195.

<sup>41</sup> Reinhard Fiehler: Formen des Sprechens mit sich selbst. In: Texte und Diskurse. Methoden und Forschungsergebnisse der Funktionalen Pragmatik. Hg. von Gisela Brüner und Gabriele Grafen. Opladen 1994, S. 179-198.

direkten Interaktion, c) in Interaktion mit anderen. Gustls Gedankenrede vollzieht sich vornehmlich in den ersten beiden Situationen, und zwar

1. im Bezug auf eigene körperliche oder psychisch-emotionale Prozesse

„So kühl ist es“ (S. 19); „Hunger hab’ ich“ (S. 36 u. 40); „Ich kann’s noch gar nicht glauben“ (S. 46)

2. im Bezug auf Prozesse des Monitoring (in denen die Umgebung, das Selbst und die eigenen Handlungen überprüft werden, ob das, was geschieht im Handlungsrahmen liegt); dazu gehören etwa auch emotionsregulierende oder autosuggestive Äußerungen

„Also Geduld, Geduld!“ (S. 9); „Ha! Witze mach’ ich, das ist sehr gut!“ (S. 25); „daran darf absolut nicht gedacht werden“ (S. 26)

3. Gedankenäußerungen im Kontext mentaler Planungs- und Arbeitsprozesse

„Ich wird’ zum Obersten geh’n und ihm die Sache melden“ (S. 20); „In einer Viertelstund’ geh’ ich hinüber in die Kasern“ (S. 46)

4. Äußerungen im Bezugsrahmen der Selbstreflexion oder Selbstexploration, die auch eine Art Argumentation zwischen zwei Ich-Instanzen sein kann

„Ich möchte nur wissen, warum“ (S. 35); „Daß mich manchmal selber vor mir graust“ (S. 35)

[5. Sprechen mit Gegenständen]

macht Gustl – erstaunlicherweise - nicht

6. Gedankenäußerungen, gerichtet an (imaginierte) Personen im Kontext der Imagination von Situationen und antizipierte Sprechsituationen

„Nicht möglich, wird er sagen (S. 37); „Grüß’ Dich Gott, Mama“ (S. 29)

7. akommunikative Äußerungen in einer gemeinsamen Wahrnehmungssituation, aber ohne Interaktion, d.h. allein, aber mit anderen

„Ja, applaudiren wir mit. Der neben mir klatscht wie verrückt“ (S. 9); „Das alte Weib da – um was betet denn die noch?“ (S. 39)

In einer Hinsicht ist Gustls Gedankenrede ein lesbarer und verständlicher Text, der den Erfordernissen der Sagbarkeit, vor allen Dingen den Bedingungen von Satzbau und Grammatik, folgen muß. In der Menge der vollständigen und unvollständigen Sätze kann man beispielsweise 243 Fragen und 283 Ausrufe zählen.<sup>42</sup> An bestimmten Stellen ist die Frequenz von Frage und Antwort dramatisch erhöht, so im unmittelbaren Umfeld des Streitgespräches mit dem Bäcker, nach dem Aufwachen im Prater und bei der Nachricht vom Tod des Bäckers.

---

<sup>42</sup> Christina Mader, Mülheim, hat gezählt, wofür ich ihr herzlich danke.

Wie artifiziell diese ‚Authentifikation‘ gleichzeitig ist, zeigen Grapheme der Gruppen zu drei bzw. vier Auslassungspunktchen, insgesamt 810. Im Sekundenstil des Naturalismus repräsentierten solche Grapheme das Metrum ablaufender Zeit. Hier dagegen bezeichnen sie das Abbrechen der Sätze und Gedanken, Ellipsen und Inkohärenzen.<sup>43</sup> Insofern muß man Jandl zustimmen: „Schnitzler geht weit über blosses Registrieren hinaus, er läßt den platten Naturalismus von Holz und Schlaf hinter sich“ (s.o.). Die Fülle der Leerstellen gestaltet die *Kunstwirklichkeit* des Inneren Monologs, der ja keine Paratexte nach Art der Bühnenanweisung oder Ähnliches aufnehmen kann, d.h. sie übernehmen eine theatral-performative Funktion.

In anderer Hinsicht ist dieser Text eine *Simulation*. Wir, die Leser, »hören sozusagen zufällig mit an, wie die Figur ihre Gedanken spontan verbalisiert«. <sup>44</sup> Der da Ich sagt, ist kein Erzähler, wengleich Fetzen von *stories* auftauchen; er ist auch kein Sprecher, er macht keine Mitteilungen. Er hält keinen Monolog; er spricht nicht einmal mit sich selbst. Er ist vielmehr der Entwurf eines Ichs, in dem es sprechen würde. Eben ein *innerer* Monolog. Dadurch entsteht eine Art dramatischer Illusionismus der Welt des Denkens oder, genauer, der *Sprechhandlungen im Kopf*. Daß sie geradezu pointiert alltagssprachlich und dialektal gefärbt sind, verdanken sie einer Errungenschaft der Naturalisten, die mit dem Ausdruck »Mimik der Rede« umschrieben worden war:

»Indem sie [Arno Holz und Johannes Schlaf] die ganze Welt gleichsam nur mit den Sinnen in sich aufnahmen, hatte sich auch ihr Gehör gegenüber der menschlichen Sprache [...] verschärft. Nicht nur, dass sie alles Mundartliche weit nüanzierter aufnahmen als bisher, sie beobachteten und reproduzierten auch in der treuesten Weise, was man die »Mimik der Rede« nennen kann: jene kleinen Freiheiten und Verschämtheiten jenseits aller Syntax, Logik und Grammatik, in denen sich das Werden und Sichformen eines Gedankens, das unbewusste

---

<sup>43</sup> Bereits 1880 machte James auf die Sprunghaftigkeit, statt Kette und Sukzession, aufmerksam: „Anstelle von Gedanken an konkrete Dinge, die einander in einer ausgetretenen Bahn der habituellen Suggestion folgen, haben wir die höchst abrupten Schnitte und Übergänge von einer Idee zu einer anderen [...], die unerhörtesten Kombinationen von Elementen [...] kurz: Wir scheinen plötzlich in einen brodelnden Kessel von Ideen gestoßen, wo alles in einem Zustand verwirrender Aktivität zischt und blubbert [...], wo die Tretmühle der Routine unbekannt und das Unerwartete Gesetz zu sein scheint. Je nach der Idiosykrasie des Individuums werden die Geistesblitze den einen oder anderen Charakter aufweisen. [...] Doch was immer die Unterschiede sein mögen, eines wird ihnen allen gemeinsam sein: daß ihre Genesis plötzlich und schlicht spontan war.“ (Ders.: *Great men, great thoughts, and environment*. In: *The Atlantic Monthly* 46, Nr. 276, Okt. 1880, S. 441-459, hier 456; dt. nach William H. Calvin: *Die Sprache des Gehirns. Wie in unserem Bewußtsein Gedanken entstehen*. Aus d. Amerik. von Hartmut Schickert. München 2000, S. 115f.).

<sup>44</sup> David Lodge: *Die Kunst des Erzählens* [1992]. München / Zürich 1998, S. 68-79, S. 68.

Reagieren auf Meinungen und Gebärden des Mitunterredners, Vorwegnahme von Einwänden, Captatio benevolentiae und all' jene leisen Regungen der Seele ausdrücken, über die die Widerspiegeler des Lebens sonst als ›unwichtig‹ hinwegzuleiten strebten, die aber gerade meist das ›Eigentliche‹ enthalten und verraten«.<sup>45</sup>

Schnitzler führt diesen naturalistischen Kunstgriff insofern weiter, als er im *Lieutenant Gustl* auch die innere Rede alltagssprachlich-dialektal konstruiert. Stimme und Modulation, die ja in der Schriftsprache nicht repräsentiert sind, werden so, gleichsam theatral, für das „Ohr“ des Lesers mitinszeniert.

Das Ohr des Lesers ist wörtlich zu verstehen, wenn man auf die Phänomenologie des Lesens zurückgreift. Lesend, so Klaus Weimar, sprechen wir zu uns selbst, mit einer inneren Stimme, aber im fremden Namen.<sup>46</sup> Diese innere Stimme (*inner speech*) ebenso wie die Subvokalisation sind in der Kognitionspsychologie beobachtet, aber theoretisch kaum ausgewertet worden. Sie werden gebraucht, um die Verwandlung von Schrift in Sprache zu vollziehen. Dabei erweist sich der Akt des Lesens als ein in sich geteilter oder doppelter: „Versprachlichen der Schrift einerseits *und* ein Vernehmen der Sprache andererseits, und zwar nicht abwechslungsweise, sondern stets untrennbar zugleich.“<sup>47</sup> In dieser Doppelrolle, als Sender und Empfänger, spricht der Leser Gustls Gedankenrede innerlich zu sich selber. Im weitesten Sinn umfaßt der Begriff des ‚inneren Sprechens‘ / der ‚inneren Sprache‘ (*inner speech, inner language, egozentrisches Sprechen*) die Gesamtheit der inneren Prozesse, die dem manifesten Sprechen vorausgehen. Im engeren Sinne meint er in Anlehnung an Vygotskij die charakteristisch verkürzte und veränderte Sprache ‚für den Sprechenden selbst‘, die als Vehikel zwischen Sprechen und Denken figurieren soll. Sie ist ausdrücklich als Vermittlungsinstanz konzipiert, darin vergleichbar Schnitzlers ‚Mittelbewußtsein‘ (s.o.). Kennzeichnend für sie ist „der Eindruck völliger Unverständlichkeit, Lückenhaftigkeit und

---

<sup>45</sup> Franz Servaes: Praeludien. Ein Essaybuch. Berlin / Leipzig 1899, S. 84f. Servaes, seit 1899 Redakteur der Wiener „Neuen Freien Presse“, erzählt im selben Artikel vom Selbstversuch, sich selbst beim Lesen zu beobachten; ebd. S. 82f.

<sup>46</sup> Klaus Weimar: Lesen: zu sich selbst sprechen in fremden Namen. In: Literaturwissenschaft. Einführung in ein Sprachspiel. Hg. von Heinrich Bosse und Ursula Renner. Freiburg 1999, S. 49-62.

<sup>47</sup> Ebd., S. 50.

Verkürztheit“<sup>48</sup>, wobei vor allem die syntaktische und die phonetische Dimension maximal verkürzt sind. Satzsubjekte fehlen: „die reine und absolute Prädikativität [erscheint als] die syntaktische Grundform des inneren Sprechens [...]“<sup>49</sup> Auch ist sie insofern nahezu wortlos, als die Wortbedeutungen zu größeren Komplexen zusammenfließen. Die völlig andere Struktur unterscheidet dieses innere Sprechen von der ‚inneren Rede‘, die einfach Sprechen minus Laut ist,<sup>50</sup> etwa wenn man ein memoriertes Gedicht still aufsagt, und auch von der inneren Programmierung einer Äußerung.<sup>51</sup> – Vor diesem Hintergrund muß der naturalistische Ausdruck „Mimik der Rede“ modifiziert werden. Was Schnitzler macht, wenn er Gustls Gedanken vernehmbar macht und seine innere Stimme zu Wort kommen läßt, ist - in einer paradoxalen Inszenierung - eine *Mimesis der inneren Rede*.

### III Literarische Aspekte

Nicht ohne Grund hat Ernst Jandl den „Lieutenant Gustl“ ein „Monodrama“ genannt; der Text ist in der Tat hybrid. Während Schnitzler seine Dramen komprimiert hat – über die Hälfte seiner 44 zu Lebzeiten veröffentlichten Stücke sind Einakter –,<sup>52</sup> dehnt er den theatralen Entscheidungsmonolog zur Novelle aus und setzt im Feld der Prosa ein neuartiges ›Selbstkonversationsstück‹ in Szene. In der Geschichte des Leutnants geht es, wie bei Hamlets Meditieren über »Sein oder Nichtsein«, um eine ‚große Erzählung‘, um eine Entscheidung auf Leben und Tod. Nur wird hier kein tragischer Konflikt mehr erlebt, sondern

---

<sup>48</sup> Lev Semënovič Vygotskij: Denken und Sprechen. Psychologische Untersuchungen. Hg. und aus dem Russ. übersetzt von Joachim Lompscher und Georg Rückriem. Mit einem Nachwort von Alexandre Métraux. Berlin 2002, S. 432.

<sup>49</sup> Ebd., S. 433. Vygotskij gelangt zu seinen Thesen, indem er die Tendenzen des ‚egozentrischen‘ Sprechens (Wiederholung, Echolalie, Monolog in Gesellschaft) extrapoliert. Dabei bezieht er sie wie selbstverständlich auf literarische Beispiele, so daß seine Theorie der inneren Sprache als nahezu einmalige Synthese aus Sprach- und Literaturwissenschaft gelten kann. Zur Kritik vgl. Sibylle Wahmhoff: Inneres Sprechen. Psycholinguistische Untersuchungen an aphasischen Patienten. Weinheim / Basel 1980, S. 74ff.

<sup>50</sup> Vygotskij: Denken und Sprechen, S. 431. Vgl. Stricker: Studien über Sprachvorstellungen (Anm. 8) S. 1: „Wenn ich [...] einen mir wohlbekannten Vers durch meine Gedanken ziehen lasse und dabei auf meine Sprachwerkzeuge achte, so kommt es mir vor, als wenn ich (gleichsam innerlich) mitreden würde.“ – S. dazu auch Stefan Riegers Kapitel „Wirkendes Wort: Studien über Sprach- und Bewegungsvorstellungen“. In: Ders.: Die Ästhetik des Menschen. Über das Technische in Leben und Kunst. Frankfurt a.M. 2002, S. 397ff. Dort weitere einschlägige zeitgenössische Gedankenforschungsliteratur.

<sup>51</sup> Clemens Knobloch: Innere Sprache. In: Metzler Lexikon Sprache. Hg. von Helmut Glück. 2. erw. Aufl. Stuttgart/Weimar 2000, S. 303f.

<sup>52</sup> Vgl. Hartmut Scheible: Im Bewußtseinszimmer. Arthur Schnitzlers Einakter. In: Text und Kontext 10.2, 1982, S. 220-288, S. 225.

einer läßt seinen inneren Verhandlungen so lange freien Lauf, bis das Dilemma sich von selbst erledigt hat durch den wunderbaren Umstand (Peripetie), daß der Bäcker vom Schlag getroffen wird (*deus ex machina*) - der große tragische Konflikt als Burleske!

Der Hybridbildung der Monolognovelle geht eine Krise des Monologs auf der Bühne voraus, wie eine nachhaltige Debatte zwischen etwa 1860 und 1900 beweist.<sup>53</sup> Einer der wichtigsten Diskutanten der ersten Generation, Gustav Freytag, hielt ihn im Sinne des Realismus für überflüssig.<sup>54</sup> Gegen die »jetzt geltende Regel [...], so wenig als möglich Monologe!«, erhob umgekehrt Otto Ludwig Einspruch; sie seien das »eigentlich Dramatische«, weil sie den »psychologischen Inhalt« eines Stückes geben.<sup>55</sup> Vorher hatte Ludwig bereits das Thema des »lauten Denkens« verhandelt - und so die Frage der Repräsentation des schlechterdings Unsichtbaren und Unhörbaren aufgegriffen. Sein Gegenargument: das Mittel, um Laut-Denken vorzuführen, sei nun mal die Sprache, kein anderes stehe der Literatur zur Verfügung, mehr noch: »wenn der Mensch das Spiel der Phantasie, wie es Gedanken- und Gefühlsfolgen begleitet, fixieren könnte, so würde dies das unmittelbarste Gedicht geben«.<sup>56</sup>

1888 vertritt August Strindberg im Vorwort zu „Fräulein Julie“ die Ansicht, daß der Monolog, »von unseren Realisten als unwahrscheinlich in Acht und Bann getan«, durchaus mit Vorteil benutzt werden kann, wenn er gut motiviert ist. Allerdings solle der Autor ihn besser nicht ausformulieren, damit der Schauspieler, »vom Zeigestock des Autors frei«, über dessen Vorgaben improvisieren könne.<sup>57</sup> Der Wiener Literaturkritiker Rudolph Lothar versuchte seinen Lesern 1891 das Problem so nahezubringen:

»Die Tragödien, die sich in unserer modernen Cultur abspielen, sind Tragödien unserer Innenwelt. Der Held, der in der That sich ausgab, gehört der Geschichte an. Unsere Helden sind reflectorisch und nervös, und die Conflictte werden zwischen Gedanken und Nerven ausgetragen. Um diese Conflictte aber dem Publicum verständlich zu machen, müssen sie in die Außenwelt projicirt werden, die Gedanken müssen zu Worten, die Gefühle in Handlung umgesetzt werden. Die Modernen verbannen den Monolog, da, wie sie begründend sagen, kein Mensch

---

<sup>53</sup> Vgl. dazu ausführlicher Renner: Der Monolog im Rampenlicht. In: LG (Anm.1), S. 104-110.

<sup>54</sup> Gustav Freytag (1863). Die Technik des Dramas. 6. verb. Aufl. Leipzig 1890, S. 193.

<sup>55</sup> Otto Ludwig: Der Monolog (1860/65). In: ders.: Shakespeare-Studien. Hg. von Moritz Heydrich. 2. Aufl. Halle 1901, S. 300.

<sup>56</sup> Otto Ludwig: Lautes Denken (1855/56). In: Ders.: Shakespeare-Studien (Anm. 55), S. 116 f.

<sup>57</sup> Womit er programmatisch das Anliegen des Regietheaters im 20. Jahrhundert vorformuliert.

Selbstgespräche hält. Aber wer wird bestreiten wollen, daß ein Mensch mit seinen Gefühlen und Gedanken sich beräth [...]«.<sup>58</sup>

Nur drei Monate vorher hatte Alfred Kerr in seinem berühmten monumentalen Zeitungsartikel über die „Technik des modernen Dramas“ eine vorläufige Bilanz naturalistischer Schreibweisen im Drama gezogen. Die Forderung, daß das auf der Bühne Dargestellte ‚wahrscheinlich‘ sein müsse, habe zum »Wegfall des *Monolog*s« und zum neuen »Ersatzmittel« Pantomime und Improvisation geführt, weil nämlich »Selbstgespräche im Leben nicht gehalten werden«, außer im unkontrollierten Alleinsein oder im Wahnsinn. Entfällt der Monolog, so müssen »innere Begebenheiten«, die zunehmend die Substanz des Dramatischen ausmachen, notwendig an den »Gebärden der Rede« abzulesen sein.<sup>59</sup> Der Begriff der »Gebärde« (wie auch der »Mimik der Rede«) zeigt, daß die Diskussion in den 1890er Jahren bei der ›Lektüre‹ der Sprachoberflächen angekommen ist - bei der Semiose und der Frage nach den Codes.

In einer Zeitungsumfrage von 1898, »Wohin mit dem Drama?«, wird noch einmal insistiert: »Sind Monologe im sogenannten ›realistischen Drama‹ – oder nennen wirs ›modernes Drama‹ – statthaft und zu billigen oder sind sie als etwas Unnatürliches, dem Wesen des realistischen Dramas Fremdes, Widersprechendes zu mißbilligen?«<sup>60</sup> Einer der Diskutanten ist Rilke. Er hält am Entscheidungsmonolog auf der Bühne fest, er sei die Wiege der Handlung, eine konfliktbesetzte Rede »am Vorabend einer Tat« (eben das ist die Situation im „Lieutenant Gustl“ !):

»Vielleicht ist es nicht wertlos, einmal nicht so sehr den Monolog, als vielmehr die Gelegenheit zu betrachten, bei welcher er notwendig erscheint. Der Monolog geschieht im Augenblick der Unentschlossenheit oder Hilflosigkeit der handelnden Person, gleichsam am Vorabend einer Tat, und hat die Pflicht, die

---

<sup>58</sup> Rudolph Lothar: Neue Literaturströmungen in Frankreich. In: Neue Freie Presse, 9.10.1891 (Morgenblatt 9741), wieder abgedruckt in: ders.: Kritische Studien zur Psychologie der Litteratur. Breslau 1895, S. 27-47, hier S. 38. - Inzwischen ist die Theorie des Phänomens in Arbeit; vgl. Hubert J.M. Hermans: The Dialogical Self: Towards a Theory of Personal and Cultural Positioning. In: Culture & Psychology 7, 2001, S. 243-281.

<sup>59</sup> Alfred Kempner [d.i. Kerr]: Technik des modernen Dramas. Vossische Zeitung (Sonntagsbeilage). 5.7.1891. Wieder abgedruckt u.d.T. „Die Technik des realistischen Dramas“, in: Ders.: Das neue Drama (Gesammelte Schriften. 1. Reihe 1. Bd). Berlin 1917, S. 425-445, 430.

<sup>60</sup> Vgl. die Dokumentation einiger der wichtigsten Positionen in: Literarische Manifeste der Jahrhundertwende 1890-1910. Hg. von Erich Ruprecht und Dieter Bänisch. Stuttgart 1970, hier S. 92. Die Umfrage versucht, die beiden großen Lager, diejenigen die mit Otto Ludwig sagen, der Monolog sei »das eigentlich Dramatische« oder zumindest ein alltäglicher Vorgang, da man doch ständig innerlich mit sich selbst rede, und diejenigen, die ihn in der Nachfolge von Gustav Freytag als unnatürlich verdammen, noch einmal zur Stellungnahme zu bewegen.

innersten Konflikte dieses Menschen, seine Seele mit Zweifel und Zorn, Sehnsucht und Hoffnung zu enthüllen. Im Zwiegespräch ist nämlich kein Raum dafür [...]«.<sup>61</sup>

Das moderne Drama um 1900 interessiert sich für innere Konflikte, das Medium dafür ist traditionell der Monolog. Den Monolog aber lehnen die modernen Künstler als unrealistisch ab. Wollen sie nicht auf andere, nonverbale, Codes ausweichen, so müssen die Bedingungen seiner Möglichkeit neu bestimmt werden. Legitimiert wird der Monolog letztlich dadurch, daß man die Essenz des Dramatischen völlig neu begreift, nicht mehr aus dem Handlungskonflikt, sondern aus dem, was der Handlung vorausgeht, nicht mehr aus der Rede, sondern aus dem, was die Rede zur Handlung macht, aus den Sprechhandlungen.

Das Einwandern des Dramatischen in die Prosa hat Felix Salten, in dessen Bekanntenkreis der Ehrenkonflikt Gustls sich seinerzeit tatsächlich ereignet hatte, an Schnitzlers Text besonders hervorgehoben:

»Dieses Denken, Fühlen und Sprechen genau in der Sekunde des Erlebens. Diese Form ist aus dem Drama geschöpft, wo ja die handelnden Menschen genau in der Stunde ihres Schicksals vor uns erscheinen, wir sie reden hören und fühlen können, was sie denken. Der Dramatiker, der Schnitzler ist, hat diese Form für die Novelle frühzeitig gefunden, erfunden könnte man sagen.«<sup>62</sup>

Der Dramatiker, der Schnitzler ist, kreuzt in seinem großartigem Text zwei entgegengesetzte literarische Programme: ein radikal realistisches und ein anti-realistisches. Der Zufall, der ja im Dienste beider stehen kann, wird ironisch an eben dieser Grenze eingesetzt. Der plötzliche Tod des Bäckermeisters erscheint wie der *special effect* eines geheimen Regisseurs oder wie ein Wunder: »Glaub ein anderer an eine regierende Vernunft«, hatte der achtzehnjährige Schnitzler 1880, Schopenhauer und Kant in die Moderne kehrend, in seinem Tagebuch notiert: „Es gibt nur drei Dinge: den Zufall über uns, den Reiz außer uns, die Gehirnzelle in uns.«<sup>63</sup> Gerade die im Grunde höchst unwahrscheinliche Auflösung der Leutnantsgeschichte

---

<sup>61</sup> Rainer Maria Rilke: Der Wert des Monologs. In: Dramaturgische Blätter. Organ des Bühnen-Vereins, Beiblatt zum „Magazin für Litteratur“, 1. Jg., Nr. 38, 24.9.1898, Spalte 295-297. Wieder in: Literarische Manifeste (Anm. 60), S. 110-112.

<sup>62</sup> Felix Salten: Fräulein Else. In: Neue Freie Presse (Morgenblatt), 23.11.1924; wieder in: Hofmannsthal-Jahrbuch 10, 2002, S. 39-49; zur konkreten Geschichte vgl. LG (Anm.1), S. 71. Oskar Walzel situiert das Phänomen historisch und formuliert prägnant: „das stille Selbstgespräch [...] war der Erzählung längst geläufig. Dennoch darf auffallen, daß Erzähler den Monolog in einem Augenblick wiedererweckten, der den Monolog aus dem Drama hinausweisen wollte.“ Walzel: Gehalt und Gestalt (Anm. 22), S. 380.

<sup>63</sup> Tagebuch vom 6.4.1880 (Anm. 28).

zeigt, wie die Lücke, die der verbannte Erzähler hinterläßt, aufgefüllt wird durch die Erfindung eines grotesken Zufalls.<sup>64</sup>

Die Arbeit an der Paradoxie der Sagbarkeit von Gedanken ist damit aber noch nicht am Ende. Alfred von Berger, Wiener Lehrstuhlinhaber, höchste Autorität im Kreis der Jung-Wiener, Dramaturg und einer der ersten Rezensenten von Breuer und Freuds „Studien über Hysterie“, publiziert im Entstehungsjahr des „Lieutenant Gustl“ eine Abhandlung „Ueber die dramatische Darstellung psychischer Phänomene“. Darin geht Berger wieder auf die Frage ein, wie es möglich sein könne, Gedanken zu kommunizieren. Er gibt der Debatte noch einmal eine interessante Wende: „Das wichtigste dramatische Darstellungsmittel ist die Rede, und zwar insbesondere jene Rede, welche zugleich Handlung ist, sei sie eine große oder kleine [...]. Die Rede kann entweder direct Psychisches offenbaren oder indirect«. Die *direkte* Mitteilung setzt Selbstbeobachtung voraus oder aber die Einmischung des Autors, der kommentiert. Spannend sei eigentlich nur die *indirekte* Mitteilung: »Das indirecte und unbeabsichtigte An-den-Tag-kommen eines Charakters, einer Gemüthsbewegung, eines Hintergedankens im Sprechenden, wenn von etwas ganz anderem die Rede ist, als von seinem Charakter und von dem, was er fühlt und denkt, ist die eigentliche dramatische Darstellungsart von Psychischem«. <sup>65</sup> Diese Selbstdarstellung auf einem Umweg führt geradewegs in die Codierung von „Seele“, die für den psychologischen Beobachter sich nicht in der Semantik der Selbstbeobachtung und Selbstreflexion äußert, sondern viel eher dort, wo der Abgrund des Trivialen sich öffnet. Oder wo, wie bei Gustl, ‚unabsichtlich‘, durch Lust- und Unlustäußerungen hindurch, sich seine Frauenverachtung, sein Aggressionspotential, seine Gewaltbereitschaft zeigen. »Wer als Dramatiker«, schreibt Alfred Berger,

„über ein reiches Register von [...] Seelenlebenszeichen verfügt, welche die Vorstellungen der ihnen entsprechenden Seelenregung unfehlbar wecken, und zwar so, daß der naive Zuschauer die Seelenregung selbst zu schauen meint, der ist der Kunst der Seelenmalerei [...] in höchstem Grade mächtig«. <sup>66</sup>

---

<sup>64</sup> Ein anderer ‚Marker‘ für Fiktionalität ist der so unwahrscheinliche doppelte Duellkasus: der mit dem satisfaktionsfähigen Juristen und mit dem nicht satisfaktionsfähigen Bäckermeister.

<sup>65</sup> Alfred von Berger: Ueber dramatische Darstellung psychischer Phänomene. In: Die Wage 3, 19.8.1900, wieder abgedruckt in: Das Junge Wien. Hg. von Gotthart Wunberg. Bd. 2. Tübingen 1976, S. 1120f.

<sup>66</sup> Berger (Anm. 65), ebd.

Die Malerei mit „Seelenlebenszeichen“ macht die psychischen Phänomene zeichenfähig. Und genau diese Operation konstituiert den Inneren Monolog. Jene „Steigerung vom unhörbaren Gedanken zum hörbaren Worte“ ist letztlich, so wie ein Kritiker es im Jahr 1900 formuliert, „eine mit dem Dichter stillschweigend vereinbarte Zeichensprache“.<sup>67</sup>

Am Ende der langen Diskussion um den Monolog hat eine Verschiebung zwischen dem Sprechen und dem Ausdruck des Psychischen stattgefunden. Die höchst künstliche Situation des Monologs erscheint dann akzeptabel, wenn er gleichsam von einem zweiten Code – dem der ‚Seelenlebenszeichen‘ – durchdrungen oder überlagert ist. Schnitzler hat erzählerisch Konsequenzen gezogen aus der Monolog-Diskussion und der ‚Entdeckung‘, die gleichzeitig die sich formierende Psychoanalyse macht: daß die menschliche Rede insbesondere dort aufschlußreich ist, wo der Sprecher sich selbst, wie in der ‚Freien Assoziation‘,<sup>68</sup> am wenigsten beobachtet oder reflektiert. Seiner höchst künstlichen Inszenierung wohnt das Versprechen inne, eine dichte Folge von alltäglichen »Seelenlebenszeichen« in höchst authentischer Form zu bieten. Gedanken sagbar zu machen durch die Mimesis der inneren Rede, ist tatsächlich Kunst. Als Kunst ist Gustls ‚Tonspur‘ aber auch eine Einladung, am Deutungsspiel der Menschenwissenschaften teilzunehmen.

#### *Abbildungen bzw.. Bildnachweise*

Abb. 1 Auguste Rodin: Die Innere Stimme (La Voix intérieure *oder* La Meditation), 1896 /97, Musée Rodin, Paris. Abb. in: Rodin. Eros und Kreativität. Hg. von Rainer Crone und Siegfried Salzmann. München 1991, Nr. 16.

Abb. 2 Edvard Munch: Im männlichen Gehirn, Holzschnitt, 1897, Munch-museet, Oslo, MM G 573, Abb. in: Munch und Deutschland. Aust.kat. Hamburg 1994, S. 30.

Abb. 3 Louis Darget: Photographies de la pensée, um 1896, in: Im Reich der Phantome. Fotografie des Unsichtbaren. Ausst.kat. Ostfildern-Ruit 1997, S. 15f.

---

<sup>67</sup> Hans Sittenberger: Der Monolog. In: Das litterarische Echo 2, 1900, Sp. 1041-1041, Sp. 1041.

<sup>68</sup> Das Konzept, die ‚freistehenden Einfälle‘ in der Redekur der Anna O. zuzulassen, hatte das scheinbar Marginale als Schlüssel für die tiefenpsychologische Hermeneutik bzw. Semiotik nobilitiert.